

Siegfried Haas

Gewollte Harmlosigkeit?

Anmerkungen zu der Rolle der Bau- und Kunstreferenten und ihrer Ämter in den deutschsprachigen Bistümern

„Zum Festplatz und zur schöpferischen Freude gehört es, Ungewohntes zu wagen, Unbekanntes zu erschließen, Einfälle und Fehler zu ermöglichen, Provisionen zu improvisieren, für Minderheiten und Fernstehende offen zu machen.“ — Mit solchen Zielvorstellungen will der Autor die Gemeinden ermutigen, im Gespräch untereinander, mit Künstlern und mit bischöflichen Bau- und Kunstreferenten die für die jeweilige Gemeinde beste Lösung für einen einladenden, dialogischen, die Gemeinschaft wie privates Beten fördernden Gottesdienstraum zu schaffen. Seine zum Teil kritischen Bemerkungen wollen dazu beitragen, daß der Vorwurf der „Behördenkirche“ immer seltener laut wird. red

Siedlungsgesellschaften und Bauverordnungen

haben nach dem Kriege die Bombenstädte noch einmal zerstört. Ähnlich finden sich unter den Kirchenlandschaften der Nachkriegszeit einige, in denen die baupastoralen Impulse der liturgischen und der ökumenischen Bewegung in der Betonschwemme erstickt wurden; das Entscheidungsmonopol kirchlicher Bauämter, das als erraticus Block aus dem Zeitalter des Absolutismus in die Gegenwart hereinragt, hat das statische Verständnis von Glaube und Kirche festbetoniert.

In anderen Landschaften jedoch wirken durchgehende Tendenzen für die Öffnung: weg vom Statischen, hin zum Dynamischen. Julius Döpfner konnte mit seinen Bau- und Kunstreferenten den Boden seiner Bistümer für eine erneuerte Liturgie bereiten.

Unschätzbares geleistet haben die Mitarbeiter in den diözesanen Baubüros bei der Neuordnung und Erhaltung alter Kirchen und Klöster, wertvoller Pfarrhäuser und Kunstwerke¹. Hier wurden längst Maß-

¹ In diesem Bemühen gibt es Höhepunkte, wie die Dome in Trier und Speyer, die Michaels-

stäbe gesetzt, bevor die Denkmalpflege des Staates aufholte.

Nicht vorgreifen!

Mit diesem stehenden Ausdruck rügte der Domkapitular den bauwilligen Pfarrer, der ihm mitteilen wollte, daß er mit dem Kirchengemeinderat einen Bildhauer und einen Architekten um Vorüberlegungen für ein Gemeindezentrum gebeten habe. Der Pfarrer hätte die Vorüberlegungen ebenso wie jeden weiteren Schritt „der Behörde“ überlassen sollen. Von der aber hatte er auf mehrere Anfragen nach Wochen noch keine Antwort erhalten.

Es ist kein Geheimnis, daß sich in den Strukturen der durchorganisierten Kirchen deutscher Sprache noch häufig die Kompetenzen ballen — besonders in den Bau- und Kunstreferaten —, statt diejenigen in die Vorgänge einzubeziehen, die die Folgen der Entscheidungen zu tragen haben.

Was „entspricht“,

wissen in manchen Diözesen allein die Bauämter mit ihren Kommissionen oder Gutachtern. Deren Beschlüsse sind stets einstimmig. Gibt es irgendwo Berufung, andere Meinungen oder wenigstens eine Diskussion der Entscheidungen? Einige Ordinariate schlagen den Gemeinden den Architekten und Künstler nicht nur vor, sondern schreiben ihn vor. Wenn die Bemühungen am Ort schon Früchte gebracht haben, die das Amt nicht initiiert oder gebilligt hat, so gibt es bewährte Mittel, um die eigenen Ansichten personal und sachlich durchzusetzen. Dazu gehört der Wettbewerb. Mit ihm kann man unter objektivem Deckmantel die Leute ausschalten, die nicht genehm sind. Nicht genehm sind Mitarbeiter mit abweichenden Vorstellungen im pastoralen Bauen. Genehm sind Erfüllungsgehilfen². Die Abhängigkeit von Aufträgen wird ausgenutzt zur Festigung

kirche in Hildesheim (evgl.), aber auch weniger Gelungenes, wie den Dom in Hildesheim, der besonders in der Materialwahl eine unsichere Hand zeigt.

² Erfüllungsgehilfe war etwa ein Architekturprofessor, mit dem eine Diözese ihr Image aufpolieren konnte. Auf einen Einwand entgegnete er: „Wissen Sie, die Liturgie interessiert mich nicht. Da mach ich, was die Pfarrer sagen.“ — Damit meinte er den Bau- und Kunstreferenten.

des Einflusses und zur Vereitelung unliebsamer Entwicklungen, auf daß wir vor jeder Beunruhigung gesichert seien. Gunst und Gnade bestimmen über die Mitsprache der Engagierten. Diese Schilderung gilt nicht pauschal, aber für einige Diözesen.

Subsidiarität — auch in der Kirche?

Wo sich Initiativen und Teams bei den Gemeinden gebildet haben, dort, wo die Findungsprozesse verwurzelt sind, dort muß nach Abstimmung mit den subsidiären Instanzen auch die Entscheidung verankert werden. Die Baureferate sollen dazu helfen, die Unterlagen und Mittel bereitzustellen und da einspringen, wo die Kraft nicht ausreicht — nicht jedoch die Initiativen stoppen und die Kraft von unten ersetzen durch die Kraft von oben. Die Kontroll- und Leitungsaufgabe (von Geleit) dürfte nicht mehr als Macht benützt werden, den eigenen Einfluß durchzusetzen, indem das Referat alle Entscheidungen an sich zieht. Wenn der Bau- und Kunstreferent einen Beschluß des Pfarrgemeinderats nur dann und so erlaubt, wenn und wie das Ordinariat vorentschieden hat, so ist diese Alibidemokratie auch nichts anderes, nur um einen Grad angepaßter, als das bisherige

Diktiersystem,

in dem alles durch „Erlaß“ geregelt wird. Solche Erfahrungen vergällen den ehrenamtlichen und hauptamtlichen Mitarbeitern ihren guten Willen und Einsatz³. Aber nicht nur im Hinblick auf die Frustration mündiger Christen sind die Praktiken verhängnisvoll, sondern vor allem deshalb, weil sie die Unglaubwürdigkeit einer Kirche evident machen, die wir alle gern vor unsern Mitmenschen bezeugen möchten, einer Kirche, die viel Gutes und Richtiges sagt, beste Lösungen anbietet, aber oft selber nicht nach ihren Worten handelt. Dieser „Verbalismus“ ist das Haupttargernis, das sie einer suchenden Jugend abgibt. Ihre Soziallehre fordert das Subsidiaritätsprinzip mit Recht für die Pri-

³ Viele leiden an diesem behördlichen Erscheinungsbild unsrer Kirche und fühlen sich in ihr ohnmächtig. . . . Sie wenden sich ab oder resignieren. (Vgl. Gemeinsame Synode der Bistümer in der BRD, Beschluß „Unsere Hoffnung“ I, 8).

mär- und Sekundärgruppen der ganzen Gesellschaft — aber in ihren eigenen Strukturen lehnt sie es ab. Das „göttliche Recht“ enthebt sie anscheinend davon, sich von den Aussagen des Evangeliums und an ihrer eigenen Lehre messen zu lassen.

Staat im Staate

zu sein, lautet ein Vorwurf an die Behördenkirche: Diese Institution habe eine eigene Herrschaft mit eigener Hoheit, eigener Bürokratie, eigener Legislative und Exekutive. Aber Vorsicht, daß man nicht dem Staate Unrecht tut, wenigstens in den Ländern deutscher Sprache! Denn dieser hat doch den Absolutismus im wesentlichen überwunden, bei dem Legislative und Exekutive in einer Hand lagen. In Kommunen und Ländern hat sich die Gewaltenteilung durchgesetzt; grundsätzlich gelten Delegation und Macht-Entzerrung, Selbstbestimmung und Selbstverwaltung; Initiativen von unten sind häufig gewünscht und gefördert; das Subsidiaritätsprinzip wird nicht nur gepredigt, sondern im allgemeinen gelebt.

Empore, Turm und Kniebänke

gibt es schon lange, aber nicht schon immer. Im Kontrast zur Muttergemeinde hatte sich in einer werdenden Gemeinde ein Konzept bewährt, bei dem die Sänger inmitten der übrigen Versammlung eine Gruppe bildeten. So konnten sie den Gemeindegang anführen. Auch die Orgel war in der Nähe, und es war eine Freude, den guten Kontakt zwischen Priester, Dirigenten, Musikern, Sängern und Mitsingern zu sehen. Dies erlebte man trotz nur bescheidener Anfangsleistungen im vorläufigen Gottesdienstraum als befreienden Fortschritt gegenüber dem Münster. Zudem entsprach dies auch den Forderungen des II. Vaticanums⁴. Man fühlte sich nicht etwa abgelenkt, sondern hingelenkt — zum Mittelpunkt, dem Altar.

Nun zog man in die neue Kirche. Das war in dieser einen Hinsicht ein trauriger Rück-

⁴ Der Platz für Chor und Orgel soll so gewählt sein, daß Vorsänger und Organist deutlich als Teil der versammelten Gemeinde in Erscheinung treten. (Instruktion zur Liturgiekonstitution vom 26. 9. 1964, VIII).

schritt. Denn das bischöfliche Baubüro hatte der Gemeinde eine Riesenempore hinten oben in der Kirche aufgezwungen, möglicherweise um der gewaltigen Deckenhöhe eine Begründung unterzuschieben. Mit diesem Anachronismus — er wird hier stellvertretend für vieles erwähnt — hat das Ordinariat sich über alles hinweggesetzt, was an der Basis in vielen Besprechungen und Übungsstunden erarbeitet worden war. Danach drückte die Behörde auch noch Kniebänke und einen Turm durch. Er hat die Errichtung von Gemeinderäumen um Jahre verzögert. — So bauen autonome Behörden nicht nur, sondern verbauen auch. Doch es gibt auch gute Beispiele. Ein obrigkeitshöriger Pfarrer wandte sich wegen der Neuordnung seiner Kirche an das erzbischöfliche Bauamt. Das wollte aber nur dort gießen, wo schon etwas gewachsen war. Bringen Sie zuerst einen Beschluß des Pfarrgemeinderats, hörte er als Antwort.

Was erwarten die Gemeinden

von den bischöflichen Bau- und Kunstreferenten? So lautete eine Frage an über 60 Pfarrgemeinderatsvorsitzende, Pfarrer, Künstler und Architekten. Und so waren die Antworten:

Eigenverantwortung der Mitarbeiter am Ort wecken und ermutigen.

Der Gemeinde nicht eine Kirche vorsetzen.

Zu einem Prozeß in der Gemeinde verhalten, der ihre eigenen Bedürfnisse entdeckt und bewußt macht.

Respektieren, was an der Basis erarbeitet wurde.

Übergreifende Daten bereit stellen.

Sachliche, rechtliche, personelle, materielle Hilfen anbieten.

Beraten und Alternativen aufzeigen, nicht gängeln, nicht Entscheidungen vorwegnehmen oder blockieren.

Dort, wo sich an der Basis noch kein Bauteam gegenseitigen Vertrauens gefunden hat, sollen sie Namen vorschlagen von Architekten und Künstlern, auch Firmen und Technikern. Wo sich aber ein solches Team auf Grund von früheren Erfahrungen oder Arbeiten gefunden hat, sollen sie es nicht

mit listigen Verfahrensweisen abhängen; schwerwiegende Bedenken müssen vor dem Pfarrgemeinderat offengelegt werden.

Die Referenten müssen Kontrolle und Aufsicht ausüben in durchsichtigen Verfahren und bei Anhörung der Beteiligten. Sie selbst sollen sich dem feed back bei der betroffenen Gemeinde stellen.

Gesucht ist mehr der Rat als der Befehl, mehr das Gespräch als der Zwang.

Sie sollen, wenn nicht schwerwiegende Bedenken dagegen stehen, bei jedem Bauvorhaben eine ökumenische Realisierung anstreben, um das Ärgernis der Trennung nicht noch zu zementieren.

Sie sollen Impulse geben für die tägliche Öffnung und Bewachung der Kirchen, aber ebenso für die Öffnung gegenüber den Fernstehenden und der Bürgerschaft.

Der wichtigste Anspruch der Gemeinden an die Baureferenten ist jedoch, daß sie Spielraum geben, daß sie weiterführende Entwicklung ermutigen, so wie es in ein paar Bistümern vorbildlich geschieht.

In welcher Richtung ist denn nun eine Weiterentwicklung bisheriger Bau- und Kunstformen dringend? Was nur haben einige bischöfliche Referenten blockiert?

Um das zu beschreiben, müssen wir überlegen, welche grundlegenden Formen den christlichen Gottesdienst bestimmen. Da ist einmal das Gegenüber, zum andern das Umschließen.

Das Gegenüber

ist Ausdruck des Verkündens und Hörens, auch des Vorsitzes. Das Gegenüber von Presbyter und Gemeinde hatte die Baugeschichte nie verloren. Es wird auch keinen bischöflichen Kunst- und Baureferenten geben, der dafür nicht eintritt.

In Taizé wenden sich alle, die vorher einen Kreis gebildet haben, bei der Lesung dem Lektor zu, denn das Pult steht außerhalb der Mitte am Ende der unteren Raumebene. Diese Gemeinde kann sich bewegen, weil ihr Haus kein starres Gestühl hat.

Das Umschließen

ist Ausdruck des Miteinander. Jesus hätte alle möglichen Weisen für seinen Abschied

wählen können. Er knüpfte aber an beim Paschamahl, in dessen Überlieferung er stand. Um dies besser zu verstehen, müßten wir ein rituelles Essen bei heutigen Juden sehen oder mitfeiern. Jesus umschloß mit den Jüngern den Tisch, um *sein* Mahl zu begehen. Sich an dieses Ereignis — es wiederholend — zu erinnern, ist die Mitte unsres Gottesdienstes und die Mitte der Gemeinde. Wenn wir im Hause oder mit einer Gruppe bei der Eucharistiefeyer um einen runden oder langen Tisch herum sitzen, geht uns auf, was dieses Zeichen birgt. Es ist nicht wesentlich für die Messe, aber es stellt etwas Wichtiges von ihr dar und teilt es verständlich mit. Wir sollten es auch übersetzen in die größere Gruppe der Gemeinde — warum tun wir es nicht? Warum suchen wir nach Gründen, es nicht tun zu müssen?

Die Architektur sehnt sich seit jeher nach diesem Zeichen, das zeigt. Sie stellt immer wieder dem Längsbau den Zentralbau entgegen, oder sie sucht beide zu vereinigen. Da ist die Vierung, da ist die Kuppel. Da ist die Ausrichtung auf die Mitte, da ist ein Gewölbe, das den Mittelpunkt umschließt und überhöht. Kommt man aber in einen solchen Bau hinein, dann ist man enttäuscht. Wir suchen den Altar als Mittelpunkt. Früher konnte man das nicht sehen. Aber auch manche heutige „Zentralbauten“ verpeppeln uns. Man findet den Mittelpunkt — den Altar — an den Rand gedrängt. Die Liturgie war verfremdet worden; sie konnte den charismatischen Aussagen der Künstler nicht folgen. Erst die Liturgiekonstitution des II. Vaticanums spricht aus: der Altar soll „*revera*“ (wirklich) in der Mitte stehn⁵.

Wo der Altar in der Mitte steht, halbieren sich die Entfernungen, *participatio actuosa* bleibt nicht Phrase. Man versteht den Kanon. Jesu Worte beim Abendmahl durchs Mikrofon — das sollte nicht die Regel sein. Wenn schon das Pult nicht ohne das Mikrofon auskommt, der Altar sollte keines haben — müssen. Es schneidet mir jedesmal ins Fleisch, wenn ein Loch fürs Kabel durch den Altar gebohrt werden muß.

⁵ Ebd. II, 91.

Außer der Zugänglichkeit und Nähe des Altares gehört auch die Sicht *auf* den Altar zur angemessenen und möglichen Baugestalt. Sie verbaute man nicht nur mit Lettner, Ikonostase und Distanz, sondern auch mit Stufen und Froschperspektive. Statt den Altar zu erhöhen, brächte die Erhöhung der entfernteren Plätze weitaus bessere Sicht gerade denen, die für entgangene Nähe zu entschädigen sind⁶.

Nun kann man das umschließende, einpolige Miteinander und das zweipolige Gegenüber nicht gut benachbart zusammenbringen. Man muß Altar und Pult weiter auseinanderziehen. Man sollte nicht für beide Orte die Tuchfühlung zur Gemeinde anstreben, da sonst beide Orte eben nur als Gegenüber angeordnet werden können. Dann ist es nicht mehr möglich, den Altar zu umschließen. Der Altar braucht die räumliche Nähe zur Gemeinde, während der Vortragsort weiter entfernt sein kann. Wenn die Gemeinde auf drei Seiten des Altares sich einfindet, ist das Zeichen des Umschließens schon da. Die vierte Seite kann für die Dienste bereit sein, also Vorsitz, Verkündigung, Sänger, Instrumente, Szene. Alle vier Seiten bilden den ganzen Kreis oder das ganze Rechteck oder Quadrat.

Ausschluß anderer Widmungen?

So wie an festem Gestühl, halten viele Bauamtsleiter daran fest, daß in einer Kirche nichts anderes als Gottesdienst im engeren Sinne stattfinden darf. Doch dem Gottesdienst wäre viel mehr damit gedient, daß man den Raum *so geeignet* bereitet, wie es überhaupt möglich ist, und daß man ihn selbst zum Ausdruck dessen macht, was

⁶ Beispiele dafür sind: Cambrai-Nord, chapelle du grand séminaire (Architekt Marc); Nimwegen, Augustinerkirche (Arch. van der Grinten); San Franzisko, Saint-Michel de Boulder (vgl. Art d'église 163/1973); Graz, Eisteichkirche (vgl. Kunst und Kirche 1/1973); Oberwart im Burgenland, Pfarrkirche (Arch. Domenig u. Huth, 1967; vgl. Christl. Kunstblätter 1/70); Pucheuva von R. Rainer (vgl. Münster 4/1977; Kunst und Kirche 1/1977); Taizé, église de la reconciliation (Arch. Fr. Denis); Senne I bei Bielefeld, Auferstehung Christi Kirche 1974 (Arch. Hülsmann; vgl. Kunst und Kirche 3/76; Bauwelt 19/77). — Vgl. auch Berlin, Scharouns Philharmonie; Linz, Synagoge (Arch. Goffitzer; Christliche Kunstblätter 2/68); Rotkreuz bei Zug, CH., Reform. Kirche 1969 (Kunst und Kirche 2/74) und das Projekt Dornbirn, St. Martin (Arch. Steffann und Hülsmann, 1968 3/68).

der christliche Gottesdienst ist. Dazu gehört, daß man darin frei atmen und sich bewegen kann, also nicht festgenagelt in Zwangshaltungen und Zwangsplätzen, daß man einander nicht über die Haxen kraxelt, daß man sich ansieht, nicht bloß seitlich ansieht oder vom Buckel sieht, daß man andere und sich in Gemeinschaft erlebt, ohne sich eingepfercht zu fühlen, daß die Gemeinde den Altar umschließen kann und daß sie sich dem Verkünder zuwenden kann.

Wenn diese Prägung gelingt, dann mag der Raum ruhig auch für weitere, mit seiner Bestimmung und Stimmung abzustimmende Aufgaben freigegeben werden. Umso bereiteter wird er sich im Beziehungsgeflecht der Bürger verankern.

Damit sind wir bei dem Wunsch vieler Gemeinden nach

variablen Räumen,

dem einige Baureferenten ein striktes Nein entgegensetzen. Sie dürfen aber dem Geist vertrauen, der nicht nur nach Amtsvorschriften, sondern auch quer dazu weht. Irgendwo kann es geboten sein, eine stark profilierte Kirche zu bauen, die andere Verwendung ausschließt; irgendwo anders wird es notwendig sein, auf die ausschließende Profilierung zugunsten vielfältiger, einladender Öffnung zu verzichten. Die Bauämter sollen doch die Freiheit geben zu unterscheidenden Möglichkeiten und Erfahrungen.

Ökumenisch

ihre Bauaufgaben zu lösen, das haben die Kirchen planmäßig versäumt⁷.

Die Regel hätte sein sollen, was jetzt noch, der Zahl nach, spärliche Pioniertaten sind. Da wäre ein Feld für zukunftsfreudige Ämter. Nicht nur die Türme und die Nebenräume als Feld gewollter Harmlosigkeit soll man gemeinsam bauen, sondern gerade die Kirchen. Nicht „Freiheitsraum“ für meine Richtung, sondern gemeinsames

⁷ Der Name „Katholik“, verpflichtet uns, uns nicht abzugrenzen als die einzig Orthodoxen ... (vgl. Walter Kern, in: „Jesus — Mitte der Kirche“, Tyrolia, Innsbruck 1979). Eine katholische Kirche wäre also katholisch, wenn sie ökumenisch wäre.

Durchstehen aller Reibungen und Prozesse ermöglicht den einen Leib, wie in der Ehe. Wer da von Verwässerung und kleinstem gemeinsamen Nenner spricht, oder Wischiwaschi und Synkretismus sagt, will entweder die wenigen, aber aufschlußreichen Beispiele nicht kennen, oder er will, daß keine solchen Erfahrungen gemacht werden, weil er Angst hat.

In einer ökumenischen Kirche gäbe es für die Eucharistie einen kleineren Meditationsraum, von innen und von außen zugänglich. Der wäre eine Bereicherung für beide Konfessionen, aber ohne den Gottesdienst zu berühren.

Die Eucharistie

ist die Nähe des wartenden Herrn unter uns. Sie sollte nicht entfernt und erhöht sein wie ein Götterbild im Tempel, sondern vielmehr geborgen in einem stillen, geschützten Raum. Da hat das zurückgezogene Beten und Betrachten seinen Platz. Das Bistum München-Freising baute überzeugende Beispiele.

Was kann geschehen?

... Gemeindehäuser bauen und keine unwohnlichen Kirchen als Imitation feudaler Machtdemonstration. *Die Zahl der Gemeinden so lange vermehren*, bis kein Megaphon nötig ist (Brüder brüllt man nicht an). Dazu bedarf es vieler nebenberuflicher Gemeindevorsteher⁸.

Dialogischer Raum

Aber auch der Hauptraum sollte nicht zu groß sein, damit der Gottesdienst nicht anonym wird. Wir müssen weg vom monologischen hin zum dialogischen Raum. Rede und Gegenrede ist ohne Mikrofon zu verstehen und damit auch spontan möglich. Eingebaut kann das Mikrofon trotzdem werden für Fälle, bei denen es eine Hilfe ist. Aber in Räumen, deren Verhältnisse und deren Akustik ein Mikrofon erzwingen, gibt es 2 Klassen: diejenigen, die zum Sprechen berechtigt sind, und diejenigen, die nur Amen singen. Überschaubar ist ein Versammlungsort bis zu 250 Sitzplät-

⁸ Vgl. Gernot Eder, „konstruktive Kritik“, in: Wort und Wahrheit 2/1972.

zen, das äußerste sind 400 Sitzplätze. Daran ändert der Priestermangel nichts, denn früher oder später werden wir zu neuen Wegen gezwungen werden.

Neue Wege

müssen wir auch gehen in der Spannung zwischen Fest und Feier. Feier haben wir, zum Fest kommt es meist nicht wegen der fixierten Einrichtung. Unsre Räume sind meistens nicht wohnlich und einladend, zu sehr ausgerichtet auf katholisches Milieu und Getto, wenig welthaft; Bauweise und Ausstattung bedingen kleinbürgerliche Haltungserwartungen, die Randgruppen ausschließen, Phantasie und Spontaneität ersticken. Dicke Tore, Schlüsselrasseln, Beutelklingeln, Schwellen und Grenzen.

Zum Festplatz und zur schöpferischen Freude gehört es, Ungewohntes zu wagen, Unbekanntes zu erschließen, Einfälle und Fehler zu ermöglichen, Provisorien zu improvisieren, für Minderheiten und Fernstehende offen zu machen.

Unsre Kirchen müssen die Sinnlichkeit zurückerobern, fließendes Wasser, offenes Feuer, Tanzen und Spielen, die Szene und das Theater⁹. Welche Potenz wäre etwa eine Arena in der Stadt! Welches Angebot hätten wir da zu schenken! Sie würde zurückdrängen die Sonderung und Trennung, das leidige Tuscheln, Ausschließen und Entrüsten, das Unverbindliche und Harmlose. Ein solches Haus würde wieder fesselnd für die Arbeiter, die Frauen, die Jugend und die Intelligenz.

Ein Junge,

der dem frommen Elternhaus den Rücken gekehrt hatte, schrieb seinem Vater: „Ich bin eine Person, die es nur einmal gibt. Das habt Ihr als Christen mich gelehrt. Aber ich spürte es nicht mehr in der Schule, in der Kaserne, in der Kirchenbank.“ Daß dieses Letzte sich ändert, liegt auch an denen, die ihre Hand am Schleusentor haben, an den bischöflichen Bau- und Kunstreferenten.

⁹ Vgl. Harvey Cox, Das Fest der Narren, Stuttgart 1970. Zerfall: Wo Gott kein Fest mehr wird, hat er aufgehört, Alltag zu sein (dieses und das folgende Zitat aus „Zärtlichkeit und Schmerz“ von Kurt Marti, Luchterhand 1979).

Johannes Neuhardt

Der Seelsorger und die Denkmalpflege

Ein für die Denkmalpflege Verantwortlicher hat in besonderer Weise das Recht, „konservativ“ zu sein — möchte man meinen. Wer aber den Beitrag von Neuhardt liest, wird feststellen, daß es ihm durchaus um eine Pastoral im Sinn des II. Vaticanums geht und daß die alten Räume dazu dienen sollen, auch den heutigen Menschen Fest und Feier, Meditation, Gebet usw. zu ermöglichen. red

1. Denkmalpflege nach dem II. Vaticanum?!

Ist ein solches Thema in einer praxisorientierten theologischen Fachzeitschrift denn überhaupt am Platz? Müßte denn die Kirche von heute — würde sie die Zeichen der Zeit richtig erkennen — nicht viel mehr Entwicklungshilfe treiben, sozialen Wohnungsbau fördern, Kindergärten und Altenheime errichten? Aber Denkmalpflege? Noch vor zehn Jahren wäre eine solche Fragestellung wohl kaum positiv beantwortet worden. Doch der „Hurra-Optimismus“ der 60er Jahre ist längst vorbei. Die Tradition wird wieder geschätzt. Man kann wieder in Ehren „konservativ“ sein — ein Schlagwort, das keineswegs parteipolitisch gemeint ist. Man erinnert sich wieder daran, daß der Mensch nicht vom Brot alleine lebt, daß die Kunst in der Verkündigung der Heilsbotschaft durch nichts ersetzt werden kann. Soll der Mensch dieser hochindustrialisierten Welt nicht zu einem Roboter werden, der durch die beständige Frustration seiner musischen Kräfte die Gesellschaft gefährdet, dann braucht er Oasen der Stille und der Einkehr, wo er, vor die letzten Sinnfragen des Lebens gestellt, diese anhand der Lösungsversuche früherer Epochen wieder neu zu beantworten versucht.

Zumindest in unseren Breitengraden ist es immer noch der Regelfall, daß ein Priester mit einer selbständigen Seelsorge auch die Verantwortung für einen beachtlichen Bestand von Kunstwerken übernimmt. Zumeist erwachsen ihm daraus nicht geringe